

*Auch in Erez Israel schäme ich mich nicht,
am Neckar, in Horb, geboren zu sein.*

Barbara
Staudacher

Fritz Frank, schwäbischer Jude und leidenschaftlicher Chronist seiner Zeit

Fritz Frank, geboren 1886 in Horb am Neckar, war der Sohn von Hugo Frank aus Horb-Nordstetten und Sophie Weil aus Nonnenweier bei Offenburg. Die Eltern betrieben ein großes Textilgeschäft im Zentrum von Horb. 1899, als Fritz Frank 13 Jahre alt war, zogen sich Hugo und Sophie Frank aus dem Berufsleben zurück und übersiedelten nach Stuttgart. Die Firma wurde von Hugo Franks Bruder Emil weitergeführt und einige Jahre später verkauft. Fritz Frank ging zunächst in Stuttgart aufs Gymnasium und wechselte später nach Lahr, wo Verwandte seiner Mutter wohnten. Nach dem Abitur studierte er Medizin und lernte in Heidelberg seine spätere Frau Raissa Itin kennen, die dort als Juristin promovierte. 1914 wurde er als Sanitätsoffizier in den Ersten Weltkrieg eingezogen. Nach Kriegsende eröffnete er eine Praxis als praktischer Arzt in Heppenheim an der Bergstraße. Seine Frau arbeitete als Beraterin für Familienrecht. Das Ehepaar Frank emigrierte 1935/1936 mit seinen Kindern Hugo und Sophie nach Palästina. Fritz Frank fand eine Anstellung als Kinderarzt bei der Krankenkasse in Netanja. Er starb 1978 mit 94 Jahren, vier Jahre nach seiner Frau.

Im württembergischen Schwarzwald liegt die kleine Oberamtsstadt Horb, mit ihrem vollen Namen Horb am Neckar. Es gibt noch andere Horb, von denen es sich zu unterscheiden hat. Dem Kind jedoch scheint der Fluss zu Ehren des Ortes und der Ort zu Ehren des Flusses bezeichnet zu werden. So beginnen die Kindheitserinnerungen von Fritz Frank, die er 1945 unter dem Titel «Verschollene Heimat» mit 59 Jahren in seinem Exilort Netanja im damaligen britischen Mandatsgebiet Palästina aufgeschrieben hat. Die handschriftliche Urfassung trägt die Widmung: *Meiner Frau zu ihrem 59., meinem Bruder Oskar zu seinem 70. Geburtstag.* Die maschinenschriftliche Fassung widmete er ein Jahr später seinen Kindern Hugo und Sophie, die inzwischen die hebräischen Namen Schlomo und Jael trugen.

Fritz Frank hat die schwäbische Landschaft geliebt, das Neckartal, das Schwarzwaldvorland

und die Ausläufer der Alb. Im Juli 1945, kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs, schrieb er in seiner Einleitung: *Arme Städte am Neckar! Wo und wie seid ihr heute? Kriegsverstümmelt und zerschunden, wenn nicht gar verschwunden. Auch in Erez Israel schäme ich mich nicht, am Neckar, in Horb, geboren zu sein.* Obgleich er schon als Jugendlicher seine Heimatstadt verlassen hatte, bewahrte er die Erinnerungen an die Orte und Menschen seiner Kindheit auf die lebhafteste und farbigste Weise in seinem Gedächtnis. Mit liebevoll-ironischem Blick schildert er das kleinstädtische Leben, die bauerliche Nachbarschaft im Mühlgässle, das Nebeneinander, Miteinander und zuweilen auch Gegeneinander von Christen und Juden, die damals in Horb Tür an Tür lebten.

Die einzige überlieferte Beschreibung der Horber «Synagoge», die nur aus einem Stockwerk in einem



Blick durch das Ihlinger Tor auf das Gebäude mit dem Betsaal der jüdischen Gemeinde. Im Vordergrund links das Wohnhaus des Horber Rabbiners Dr. Abraham Schweizer, 1930er-Jahre.



Das Städtchen Horb am Neckar mit Fluss und Eisenbahnbrücke. Ansichtskarte, um 1900.

Wohnhaus bestand, stammt von ihm. Aus etwa 30 Familien bestehend, besaß diese kleine jüdische Gemeinde nichts, was sich gleichwertig an Größe und Schönheit einer Kirche gegenüberstellen ließe. Ihre Synagoge, das sind zwei ineinander gehende Stuben über dem Stall des Viehhändlers Schwarz. Das Gemuhe mischt sich in den Gottesdienst, ohne dass dies von den Betern, die mit dem Vieh sozusagen groß geworden waren, als Störung empfunden oder überhaupt wahrgenommen wird.

Der Männersaal hat zur Einrichtung den Schrank mit den Torarollen an der Ostwand, den Betpult mit seiner samtenen Decke und zehn Stuhlreihen. Rechts und links vom Betpult sind je eine schmale Bank für die Kinder, die auf diese Weise unter dem Auge gehalten werden und nicht stören.

Der Frauensaal daneben mit seinem türbreiten Durchbruch gibt den Blick frei auf Betpult, Vorbeter und Toraschrank. Einfache Stuhlreihen sind auch hier die ganze Ausstattung. Die Nüchternheit und Ärmlichkeit beeinträchtigen nicht den Ernst des Gottesdienstes. So wenig wie die Geräusche aus dem Stall, so wenig lenkt das Leben auf der Gasse, das in den Betsaal hereindringt, ab, besteht es doch höchstens aus Kinder- oder Weibergeschrei, Bauernfuhren oder dem Doktorswagen. Stimmen und Geräusche, von denen jeder der Beter, wenn er ihnen Achtung schenkte, wüsste, wem sie zugehören.

Jedes Mitglied der Gemeinde hat seinen bestimmten Platz. Hindert Krankheit oder Reise den Besuch, so bleibt der Platz unbesetzt und nimmt als solcher gewissermaßen Anteil am Gottesdienst.

Horb war eine mehrheitlich katholische Stadt. Fritz Frank schildert in seinen Erinnerungen den jährlichen Fronleichnamzug in all seinen feierlichen Einzelheiten. Am Schluss des Kapitels schreibt er: Der Andersgläubige schmückt sein Haus so schön wie der katholische Nachbar, zwar nicht mit den frommen Symbolen, aber mit Grün, Fahnen, Blumen und Teppichen.

Er steht ehrerbietig still zu Seite, wenn der Zug naht, nimmt die Kopfbedeckung ab, und die priesterliche Hand, die Segen austeilende, macht auch nicht Halt vor ihm und seinem Haus.

Die nachbarliche Rücksichtnahme, die der Jude erweist, die Achtung vor den religiösen Gebräuchen des katholischen Nachbarn, wird ihm in gleicher Weise vergolten. Der Christ grüßt auch seinen jüdischen Nachbarn tiefer und zuerst, wenn er am Freitagabend oder am Schabbat von der Synagoge kommt und entbietet ihm «Gut Schabbes». Er wird an den hohen Feiertagen und am «langen Tag»¹ besonders vor seinem eigenen Haus wie sonntäglich kehren, um den Nachbarn auch darin nachbarlichen Feiertag zu geben.

Fritz Frank hat aber auch den evangelischen Teil der Bürgerschaft im Blick, der sich im ausgehenden 19. Jahrhundert langsam in Horb etablierte. Mit der industriellen Entwicklung und Erschließung abgekapselter Teile durch den Bahnbau kam auch Horb in den Zusammenhang der außerkatholischen Welt. Angefangen mit dem kleinen und mittleren Bahn- und Postbeamten, dem Bahn- und Postarbeiter, die von der Stuttgarter Oberbehörde ernannt oder hergeschickt wurden, weiterge-



Horb um 1890. Rechts das stattliche Wohn- und Geschäftshaus der Familie Frank im Stadtzentrum. Die Gebrüder Hugo und Emil Frank führten dort das größte Textilgeschäft am Ort.

führt durch den Feldwebel des Bezirkskommandos, weitergeführt durch das Forstamt, Amtsgericht, bis hinauf zum Major, der die Rekrutierungsangelegenheiten der allgemeinen Wehrpflicht leitete, war allmählich ein Kern geschaffen, dessen «staatliche» Bedeutung eine offizielle Gegnerschaft ausschloss.

Diese kleine Gruppe ihrerseits ist bemüht, ein eigenes Stammlokal zu halten, d.h. es kommt ein evangelischer Wirt, dann kommt der Bäcker, der Metzger, der Kaufmann, schließlich ein Doktor. Dann gibt es Kinder. Sie erfordern den Lehrer, den Pfarrer. Und so ist die Gemeinde in der Gemeinde im Laufe von 5–10 Jahren gegründet, die sich nunmehr nach Eigengesetzlichkeit weiter ausdehnt, und schließlich im Bau der eigenen Schule und mehr noch der eigenen Kirche ihren Sieg in der so genannten «stock-katholischen» Umgebung erringt.

In den 80er- und 90er-Jahren war es noch nicht ganz soweit. Die Gemeinde hielt ihren Gottesdienst in der katholischen Kirche ab, die eine solche Bitte maßgebender Regierungsbeamter nicht ablehnen wollte, zumal die Regierung selbst mit inoffiziellm Druck sie stützte.

Und natürlich beschreibt er seine Umgebung als Kind: Horb kannte keine ghettonmäßige Abtrennung. Die Nachbarkinder sind Frisör Apples Karl, Küfer Stahls Paul, Metzger Bareis' Richard, Geometer Riederers Otto, Viehhändler Schwarz' Lilli. Mit ihnen spielte man, man ging zu ihnen, sie kamen zu uns.

Als doch irgendwie einmal das Wort «Judenstinker» auf den Weg fiel und aus unverständlichen Gründen aufgehoben wurde, wollte man es auch selber anwenden und schleudert es über die Straße am helllichten Tag der Lilli Schwarz an den Kopf, die es prompt zurückgab, worauf es des Öfteren mit zunehmender Kraft hin- und herflog, bis das katholische Frenzele Zimmermann unter die Türe trat: «Wenn ihr weiter so a wüschtes Wort schwätzt, ver-hau ich euch beide de Hentern.»

Das Frenzele, die Mutter unserer Lene, unseres Haus- und Kindermädchens, und der Edmund, ihr Vater, und das Klärle, ihre Schwester, die bildeten die nachbarliche Bauernfamilie im Mühlegässle. Bei ihnen war das Kind, wenn es nicht daheim und nicht auf der Gasse war. Dort war es um die Essenszeit und hat mitgebetet und aus der gemeinsamen Schüssel gegessen und's Klärle legte ihm die geschälten Kartoffeln hin. Dort war es in der Küche und hat Butter gestampft, war im Stall und hat gemolken, in der Scheune beim Futterschneiden, hat den Dreschflegel geschwungen, hat im Sommer vor dem Haus helfen «Hopfen zopflen, a Groschen die Simre», die es nie vollgebracht hätte und nie den Groschen verdient, hätte nicht das Klärle und selbst das Frenzele «hehlinge» von sich aus dazugemogelt. Es war im «Berg» beim Kartoffelausmachen und Zwetschgen abnehmen und auf der Wies beim «Heuet». Am Sonntag kriegte es das erste Stück Zwiebelkuchen und am Feierabend saß es dem Edmund auf dem

Schoß und ließ sich vom Krieg 1870 erzählen, von Sedan und von Gravelotte, von wo der Edmund die Narbe im Gesicht her hat.

Die Eltern verwehren nicht diesen Umgang mit dem Elternhaus ihrer Lene, die mit 14 Jahren ins Haus Frank kam und nach 45 Jahren es mit ihrem Tode verließ.

Die Eltern stehen nicht feindlich oder misstrauisch der christlichen Welt gegenüber. Die Mutter stammt aus dem badischen Rheindörfchen Nonnenweier. Als ihr Vater starb, war es der christliche Nachbar, der evangelische Pfarrer Rhein, der, mehr als sonst wer, der Witwe mit ihren vielen Kindern in allen Sorgen beistand, und der der ältesten Tochter Sophie fast so zugetan war wie ein Vater.

Der Vater Hugo Frank war mit den Nordstetter Bauern aufgewachsen, und sie standen mit ihm auf selbstverständlichem Fuß, ebenso wie mit den Horber Mitschülern aus der Lateinschulzeit; auch wenn der eine nachher Kanzler wurde an der Universität und der andere höchster Richter des Landes, wie die beiden Schanzenbuben².

Im Hause der Eltern sollte das Kind nicht den Gegensatz lernen oder für ihn geschärft werden.

Sie gaben ihre Kinder in die Kinderschule zu den Barmherzigen Schwestern. «Du brauchsch net mitzubete, du brauchsch s'Kreuz net z'schlage», sagen dem Kind die Schwestern, was das Kind allerdings nicht als Bevorzugung betrachtet, denn es kann das Kreuz so gut schlagen wie irgend ein Kind und weiß die Gebete, die es ja jeden Tag bei Edmund und Frenzele mithört und mitbetet, auswendig, denn fast jeden Tag mitzuessen und nicht einmal dankschön mitzubeten, passt dem kleinen Fritz auch nicht. «Aber das wär doch zu hart», meinen die Barmherzigen Schwestern, «wenn so a Kind an Weihnacht net wenigstens als Engele mitspielen dürfte.»

Seine Erinnerungen an Horb schließen mit einem Porträt seines Vaters Hugo Frank, der in der Horber jüdischen Gemeinde eine wichtige Rolle spielte. Zum Abschied der Familie Frank aus Horb schreibt er: *Hugo Frank war ein gläubiger Mensch. Der gute Name, das war ihm ein Lohn, für den sich ihm ein Lebenskampf lohnte. Der gute Name, nicht als Menschenanerkennung, sondern den ihm dereinst Gott zubilligen möchte.*

Eine Kleinstadt weiß nicht viel Anerkennung herzugeben. Es deuchte ihm genug, dass in all den Horber Jahren weder er, noch seine Frau, noch seine Kinder den Antisemitismus zu spüren bekamen. Als er aber nach 25 Jahren, im Jahr 1899 mit der Familie

nach Stuttgart verzog, machte nicht nur die jüdische Gemeinde eine Abschiedsfeier, sondern auch die christlichen Kreise und dankten dem Mann und der Frau für ihre Art und ihr Sein.

«Dass du a Jud bisch, brauch i dir ja net zu sage», sprach der Bürgermeister, «da bisch ja stolz drauf. Dass wir ons aber oft gsagt hent, wenn ihr wisse wollt, wie a Christ sei soll, dann gucket euch den Hugo Frank und sei Frau Sophie an! Das möchte i euch heut zum Abschied doch g'sagt han.»

In Frage zu ziehen, dass der Hugo Frank Deutscher, dass er Schwabe ist – daran hätte keine Sterbensseele gedacht.

Fritz Frank war ein leidenschaftlicher Chronist seiner Zeit. Seine Tochter Sophie, die heute Jael Pick heißt, lebt hochbetagt in einem Kibbuz in Israel. Sie hat alle seine Manuskripte über Jahrzehnte gehütet, handschriftliche und maschinengeschriebene, handgebundene und zum Teil liebevoll illustrierte Zeugnisse eines langen Lebens. Geschrieben hat er für seine Familie, wie die vielen Widmungen an Frau, Kinder oder Geschwister bezeugen. Wobei er nicht der einzige Schriftsteller in der Familie war. Seine Schwester Lilly Lilienstein, die mit einem Frankfurter Psychoanalytiker verheiratet war und sich später im Londoner Exil das Leben nahm, hatte die Familiengeschichte mütterlicherseits aus Nonnenweier aufgeschrieben. Ihr Typoskript mit eingeklebten Familienfotos: «Die Ahnen der kleinen Sophie» lag ebenfalls im Schrank von Jael Pick beim Nachlass ihres Vaters.



Hugo und Sophie Frank, die Eltern des Autors der «Verschollenen Heimat», ca. 1910. Hugo Frank starb 1915 im Alter von 70 Jahren, seine Frau 1922 mit 68 Jahren. Beide sind auf dem jüdischen Teil des Stuttgarter Pragfriedhofes beerdigt.



Fritz Frank als Sanitätsoffizier in Annaberg an der Oder, 1917. Auf der Rückseite des Fotos steht: «Vater noch beim Militär, Arzt in Annaberg nach seiner Gefangenschaft in England».

Das wenigste aus all diesen Schriften ist an die Öffentlichkeit gelangt. «Verschollene Heimat», «Das ‚Stahlbad‘» und «Die Ahnen der kleinen Sophie» liegen in New York im Archiv des Leo-Baeck-Instituts, dem größten Archiv für Lebenszeugnisse deutschsprachiger Juden. Wie sie dorthin gelangt sind, ist nicht mehr zu rekonstruieren, wahrscheinlich hat sie Fritz Frank noch selber eingeschickt. Ein Auszug aus der «Verschollenen Heimat» erschien unter dem Titel «Kindheit in Horb» in der *Schwäbischen Heimat* im Jahr 1977. Aber nicht erst 1945 in Netanja hat er zu schreiben begonnen. Aus seiner Heppenheimer Zeit stammen viele kleine Geschichten, über und für seine Kinder, über seine Patienten oder ein kleines ironisches Theaterstück über die Stadtverordneten einer Kleinstadt (ob Horb oder Heppenheim macht nicht viel Unterschied) und die Machtkämpfe zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten.

1925 machte er sich an die Reinschrift seines Kriegstagebuches aus dem Ersten Weltkrieg: «Das ‚Stahlbad‘. Aufzeichnungen eines Arztes 1914–1918». Das Tagebuch entlarvt den Zynismus der zu Kriegsbeginn populären Deutung und Verherrlichung vom Krieg als «Stahlbad». Der Krieg sei ein mit fast allmächtiger Heilkraft ausgerüstetes Stahlbad für die im Staub langer Friedensjahre und einformiger Berufstätigkeit verdorrenden und verschmachtenden Nerven, hieß es 1915 in einer Abhandlung über «Kriegsnervosität» in der Zeitschrift «Die Umschau» – das zynische Bild des Krieges also als Reinigung und Erneuerung durch Vernichtung des Schwachen. Wie sehr er Deutschland geliebt hat, wird nicht nur

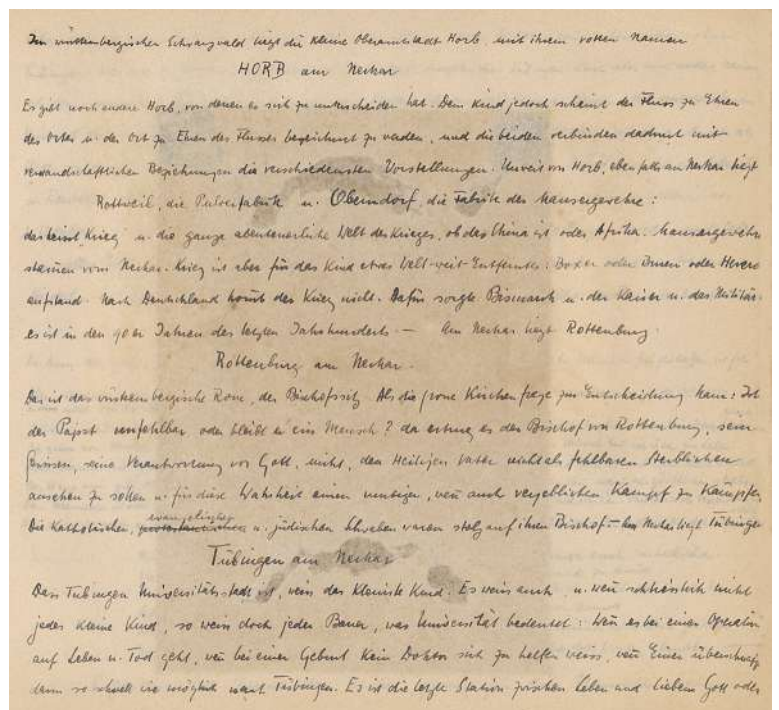
in seinen Kindheitserinnerungen deutlich. Auch in seinem Kriegstagebuch ist seine Heimatverbundenheit allgegenwärtig. Jedoch ist sein anfänglicher Patriotismus nicht ungebrochen. Er liebt auch die französischen Landschaften sehr und leidet unter ihrer Zerstörung, und die Bedrückung der französischen Zivilbevölkerung durch die deutsche Besatzung ist ihm schmerzlich bewusst.

Während einer Einquartierung im Januar 1915 im nordfranzösischen Fouquieres notiert er: *Die Nussbäume werden gefällt. In Fouquieres sind es 26. Die Stämme werden nach Deutschland geschafft. Der Nussbaum ist der einzige Baum im Arbeitergärtchen. Er wurde gepflanzt, als das Haus gebaut wurde und wuchs mit den Kindern heran. In seinem Schatten steht die Bank, wo man am Sonntag und Feierabend ausruht.*

Man fragt nicht lange, haut von der einen Seite, sägt von der andern, bis der Baum fällt, hin über den kleinen Garten bis ans Haus. Unterhalb der Äste wird der Stamm nochmals durchsägt. Im Zaun wird eine Bresche geschlagen. Ein Gespann schleppt den Stamm weg unter hüh und hott.

Die Frau weint. Der Unteroffizier lacht. «Grand malheur» sagt er und denkt nichts dabei. Der Alte, dem Baum und Haus gehören, verzieht sich in die Stube, sieht die Frau nicht an, nicht das Enkelkind, nicht die Tochter. Keiner wagt mit ihm zu sprechen.

Nussbäume verarbeitet man zu Gewehrkolben. Es ist das beste Holz dafür.



Das handschriftliche Manuskript der Erinnerungen Fritz Franks an seine Geburtsheimat Horb am Neckar, die er unter dem Titel «Verschollene Heimat» nach Ende des Zweiten Weltkriegs im damaligen Palästina niederschrieb.

Seine Aufzeichnungen von der Westfront sind sehr detailreich, und Schilderungen von grausamen Schlachten-Situationen wechseln sich ab mit Beschreibungen von Ruhezeiten hinter der Front in idyllischer Umgebung. Seine Vorgesetzten, seine Ärztekollegen, die einfachen Soldaten und auch sich selbst beobachtet er dabei sehr genau auf die ihm eigene zugewandt-ironische Art und Weise. Nach seiner Gefangenschaft in einem Lager für Offiziere im mittelenglischen Schloss Donington Hall kommt er im Herbst 1916 über einen Rot-Kreuz-Austausch wieder zurück ins Deutsche Reich und wird dann nach Oberschlesien versetzt. In Annaberg, einer kleinen Grenzstadt an der Oder und der Bahnlinie Lemberg-Wien befindet sich eine Entlausungs-Station für deutsche Soldaten, die von der russischen Front kommen. Dort verbringt er die restliche Zeit bis Kriegsende im November 1918.

Er beschreibt die Eintönigkeit seiner Arbeit und die stupiden Abende in der Bahnhofswirtschaft, wo mit Kartenspiel, Alkohol und großen Sprüchen die Zeit totgeschlagen wird. Dann kommt der Schock des Kriegsendes mit der Flucht des Kaisers nach Holland. Die Ausläufer der Revolutionswirren erreichen schließlich auch Annaberg und ein Soldatenrat wird eingerichtet. Alle warten mit Ungeduld auf ihre Entlassung vom Heer, und Fritz Frank schließt sein Tagebuch mit der Schilderung seiner Heimreise zusammen mit den kriegsmüden und desillusionierten Soldaten: *Menschheit? Menschlichkeit? Völkerverbrüderung? Wer glaubt daran? Wer lässt sich das noch aufschwätzen!*

Wir bilden einen Militärtransport und werden irgendwie gepflegt. Graupensuppe, ohne Fleisch, ohne Zutaten. Wir fahren langsam durchs neblige, kalte Deutschland. Da ist niemand mehr, der winkt, niemand mit Blumen und Liebesgaben. Von der Westfront her kreuzen uns geschlossene Truppentransporte. Einzelne Wagen haben ein dürrftiges, verwelktes Baumgrün angenagelt. Es umrahmt die Kreideschrift: «Parole Heimat!»

«Parole Heimat», es ist die einzige Fantasie, der einzige Wunsch eines ganzen Heeres. Die jungen Soldaten, die ganz jungen, die wenigen, sie können noch lachen und winken. Alle die anderen, sie sitzen, still vor sich hinrauchend, müde, abgehärmt, zusammengekauert in ihren Viehwagen und denken und sagen und gehen damit – trotz Revolution – einig mit ihren Offizieren: Gott sei Dank hat der Schwindel ein Ende.

Auf einem einzigen Wagen steht eine andere Inschrift. Man liest es und möchte heulen: «Du liebe Heimat, wie schön bist du.»

Die Spur, die zur Entdeckung dieses umfangreichen literarischen Nachlasses in einem bescheidenen Haus in einem Kibbuz in Israel führte, hat der frü-



Fritz Frank mit seiner Frau Raissa in Netanja, 1946.

here Bürgermeister von Heppenheim, Wilhelm Metzendorf, gelegt. Er hatte Fritz Frank in den 1970er-Jahren besucht und diese Begegnung in seinem Buch «Geschichten und Geschehnisse der Heppenheimer Juden»³ in Wort und Bild dokumentiert. Unter einem Foto von Fritz Frank inmitten seiner Kinder und Enkel waren auch deren Namen und Wohnorte angegeben. Mit diesen Informationen war es noch nach 40 Jahren erstaunlich leicht, seine Tochter Jael Pick zu finden, die sich über das späte und unerwartete Interesse der Stadt Horb an ihrem Vater sehr gefreut hat. So kam es 2016 schließlich zur Veröffentlichung einer Buchausgabe des »Stahlbads«. Die «Verschollene Heimat» wird zusammen mit anderen Texten im September 2017 in Horb erscheinen.

Jael Pick spricht noch fließend deutsch und kann sich gut an ihre Kindheit in Heppenheim und an ihre Jugend in Palästina erinnern. Sie weiß noch, wie schwer es für die Eltern in den ersten Jahren der Emigration war, Fuß zu fassen. Da sehr viele Ärzte ins britische Mandatsgebiet geflohen waren und Fritz Frank mit 50 Jahren schon zu den Älteren gehörte, hatte er große Schwierigkeiten, eine Arbeit in seinem Beruf zu finden. Er und seine Frau lernten zwar hebräisch, aber in der Familie wurde nur deutsch gesprochen. Deutsche Literatur war die dominierende Lektüre im Hause Frank in Netanja und erst die Kinder Schlomo und Jael lernten die Landessprache perfekt.



Fritz Frank an seinem 91. Geburtstag im Kreis seiner Familie in Netanja. 1977 unternahm der Oberbürgermeister von Heppenheim, Wilhelm Metzendorf, eine Reise nach Israel und besuchte Fritz Frank. Sein Foto führte 35 Jahre später auf die Spur von Fritz Franks Tochter Jael Pick (zweite von rechts).

Fritz Frank blieb sein Leben lang ein deutscher Jude, ein «Jecke». Er war Mitglied der Vereinigung der deutschsprachigen Juden in Israel, dem noch heute existierenden «Irgun Olej Merkas Europa», der ab 1933 ein wöchentliches Mitteilungsblatt in deutscher Sprache herausgab. Seine politische Einstellung war liberal ohne jede ideologische Festlegung. Die sozialistische Kibbuz-Bewegung, der seine beiden Kinder anhängen, betrachtete er mit kritischem und manchmal spöttischem Blick. Allerdings begleitete er den Aufbau des Staates Israel mit großer Anteilnahme und engagierte sich an vielen Stellen, besonders auf dem Gebiet der Kindererziehung. So inszenierte und dirigierte er zum Beispiel 1939 die «Kindersymphonie» von Joseph Haydn mit Flüchtlingen aus Deutschland, darunter vielen Kindern, die kurz zuvor auf einem illegalen Einwandererschiff in Netanja angekommen waren und die er ärztlich betreute.

In seiner Erzählung «Kindersymphonie in Israel», die er einige Jahre später über die Vorgeschichte, die Proben mit den Kindern und die Aufführung des Musikstücks verfasst hat, schreibt er über seine Beweggründe: *Aber dann, als ich diese angeschwemmten Menschen sah, fragte ich mich, wie werden sie sich eingewöhnen, die, die nicht mehr jung sind. Jeder von uns lebt sein eigenes Sorgen-Ich, hat Bangen, sich in fremdes Elend zu mischen. Man kommt hierher und erwartet, einen Bruder zu finden. Findet ihn einer? Die Jungen*

schon eher. Aber die Mittleren und Alten? Wer gibt ihnen ein bisschen Freude, Lebenswärme und Menschennähe? Wer baut ihnen menschliche Brücken zum neuen Leben? Nur die Kinder können es zustande bringen. Nur über die Kinder kommt das jüdische Volk zustande.

Jael Pick hat zur «Kindersymphonie in Israel» ein kurzes Begleitwort verfasst, in dem sie unter anderem schreibt: *Diese Erzählung ist ein wahrer Ausschnitt aus dem Leben meiner Eltern, drei Jahre nach ihrer Ein-*



Fritz Frank liebte Kinder und Musik. 1939 inszenierte er mit jungen Flüchtlingen aus Europa die «Kindersymphonie» von Joseph Haydn. Musik- und Tanzprobe vor seinem Haus in Netanja.



Jael Pick, die Hüterin des literarischen Nachlasses ihres Vaters, mit der 2016 in Deutschland erschienenen Buchausgabe seines Tagebuchs aus dem Ersten Weltkrieg. Jael Pick ist heute 96 Jahre alt und die letzte ihrer Familie, die noch perfekt deutsch spricht.

wanderung. Diese ersten Jahre waren grundlegend für meinen Vater, denn auch er war ja ein «olej chadasch», ein Neueinwanderer, der sein Leben neu aufbauen musste. Er gab ein Zeitbild dieser Jahre, die er selbst sehr intensiv miterlebte. Er sah und empfand das Leben der Erwachsenen und der Kinder ganz ineinander verwoben.

Über viele Jahre hielt Fritz Frank noch brieflichen Kontakt mit überlebenden Angehörigen im Badischen. Obwohl er die politische Entwicklung in Nachkriegsdeutschland positiv beurteilte, hat er seine alte Heimat nie mehr betreten.

LITERATUR:

Fritz Frank, Das «Stahlbad». Aufzeichnungen eines Arztes aus dem Ersten Weltkrieg 1914 – 1918. Herausgegeben vom Träger- und Förderverein Ehemalige Synagoge Rexingen in Zusammenarbeit mit dem Kultur- und Museumsverein Horb a.N. Werkausgabe Band 1, 228 Seiten mit vielen Abbildungen. Horb 2016. ISBN: 978-3-928213-21-9

Fritz Frank, Verschollene Heimat. Herausgegeben vom Träger- und Förderverein Ehemalige Synagoge Rexingen in Zusammenarbeit mit dem Kultur- und Museumsverein Horb a.N. Werkausgabe Band 2. Ca. 180 Seiten mit vielen Abbildungen. Erscheint im September 2017. ISBN: 978-3-928213-22-6

ANMERKUNGEN

- 1 Gemeint ist Jom Kippur, der Versöhnungstag. Den ganzen Tag über wird in der Synagoge gebetet. Außerdem fastet man von Beginn des Festes am Vorabend bis zu seinem Ausgang am nächsten Abend. Weder Essen noch Trinken sind erlaubt.
- 2 Paul von Schanz (1841–1905), Professor für Mathematik, Naturwissenschaften, Neutestamentliche Exegese, Dogmatik und Apologetik in Tübingen. Sein Bruder Franz von Schanz (1854–1915) war zuletzt Landgerichtspräsident in Rottweil. Die beiden wurden im Königreich Württemberg persönlich geadelt. Ein weiterer Bruder, Johann Baptist Schanz (1851–1920), war Stadtpfleger in Horb.
- 3 Geschichtsblätter Kreis Bergstraße, Sonderband 5. Heppenheim 1982.

Die Kunst des Unterscheidens



Mit sortentypischen Weiß- und Rotweinen, harmonisch abgestimmten Cuvées oder Raritäten aus dem Barrique gehört die WZG zu den Spitzenerzeugern der württembergischen Weingärtner-Kultur. Individuell ausgebaute Lagenweine aus ganz Württemberg vermitteln einen repräsentativen Querschnitt der württembergischen Wein-Kultur. Und fördern so die Kunst des Unterscheidens.



Württembergische Weingärtner-
Zentralgenossenschaft e. G.
71696 Möglingen · Raiffeisenstraße 2
Tel. 07141 4866-0 · www.wzg-weine.de